

**Zeitschrift:** Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis  
**Band:** 34 (1912)  
**Heft:** 16

**Anhang:** Blätter für den häuslichen Kreis

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

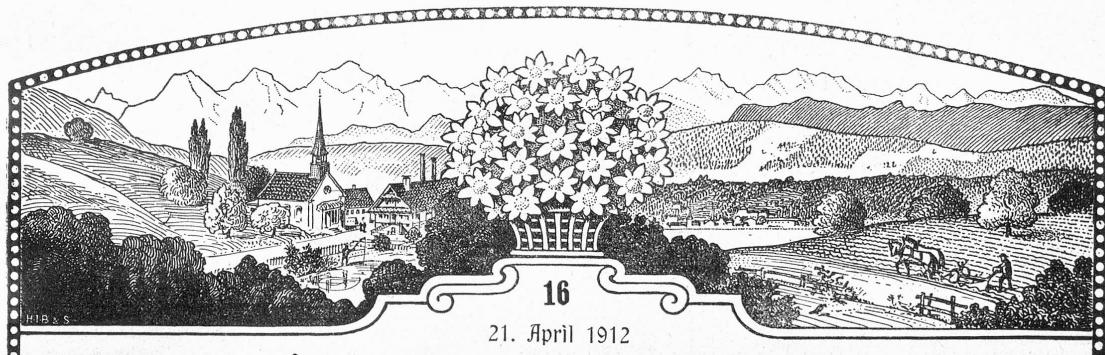
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



21. April 1912

# Blätter für den häuslichen Kreis

## Wänn d'Sunn erwachet.

(Zürcher Dialekt).

Nachdruck verboten.

D'Schneeroose <sup>1)</sup> blüeh*t* scho wieder,  
 De Winter ischt verby;  
 Es gaht nu na es Rungli,  
 So chunnt de Sunnesch;

Und chlopft a mns Läddli  
 Und seit: „Stand uf, 's ischt Zyt!  
 „G'hörscht nü, wie d'Vögel singet  
 „Und wie das lustig chyt <sup>2)</sup> —“

Und d' Beilei am Rainli,  
 Die strecket d' Chöpli au;  
 Ja Sunne, liebe Sunne,  
 Du bischt e gueti Frau!

Du machst de Bergbach z'gumppe,  
 Lähscht d' Blueme-n-uf erstah; —

Wem wett by all' de Läbtig  
 Nüo sälber 's Härz usgah? —  
 Los! — 's Better Ruedi's Heiri,  
 En stramme Träng-Soldat,  
 Hä-i vor 's Anneli's Hüüsli  
 G'leh, ges-hter z'Abig spat!

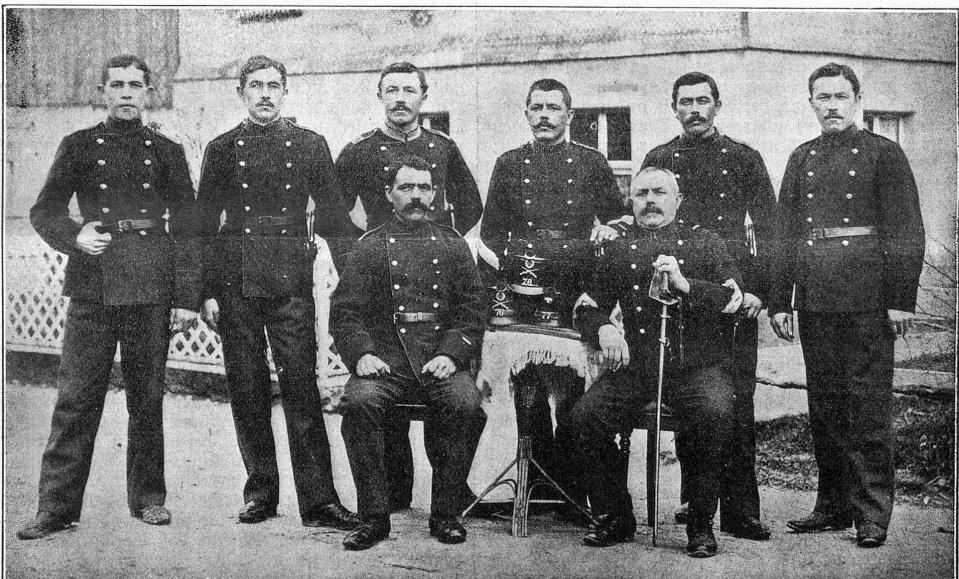
Er ischt go liechtere <sup>3)</sup> zue-n-em  
 Bis fröh am halbi drüü;  
 Da häi de Güggel hrähet —  
 's ischt Zyt jeht — „Güggehüüh!“

's ischt nüt degäge z'mache,  
 De Fröhlig ischt halt da!  
 Und d'Liebi möcht im härze  
 Jezt gern d'r Zug ha!

Otto Thalmann, Zürich.

1) Weiße Riehwurz (Helleborus). 2) tönt.

3) Zu gilen gehen.



Eine Soldatenfamilie. Heinrich Müller, wohnhaft in der St. gallischen Gemeinde Wartau mit seinen sieben militärdienstpflichtigen Söhnen.

## Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

18

(Nachdruck verboten.)

So zart und sanft, ja nachgiebig Frau Maria schien, so gehörte sie doch unter die Kategorie von Menschen, die ihren Willen stets und sicher durchsehen. Nicht mit Gewalt, sondern durch sanftes Drängen und Vordrücken. Die so geartet sind, befeitigen ein Hindernis nach dem andern, schieben es sacht beiseite, überwinden ein zweites und drittes. Dabei sind diese Stiller ihres Weges aber durchaus nicht sicher, schwanken hin und her, wollen und wollen nicht, sind einen Augenblick fest, und misstrauen im nächsten ihrem eigenen Ziele. Im Grunde sind sie aber längst entschlossen, das zu tun, was ihnen angenehm oder wünschenswert erscheint.

Um aber vollkommen mit sich selbst zufrieden sein zu können, wollen sie auch noch das zustimmende Urteil anderer haben, und suchen es meist recht geschickt aus ihrer Umgebung heraus. Stimmt ihnen niemand zu, so machen sie doch was sie wollen, dann aber mit einem Gefühl des Unbehagens.

So erging es Frau Maria Amman mit dem Wunsche, sich von der Doktorin behandeln zu lassen. Obgleich sie Verene nachdrücklich widersprach, wenn sie ihr dazu riet, war sie innerlich doch entschlossen, den Rat der berühmten Frau einzuhören. Des Widerstandes von Mann und Sohn gewiß, wollte sie sich von anderer Seite die Zustimmung zu ihrem Vorhaben holen, um sich vor ihrem eigenen Gewissen zu rechtfertigen. Sie beschloß, die erwartete Freundin, Süssete Klingelin, zu befragen und ihren Rat zu befolgen.

Schweester Lydia hatte unter einem Kastanienbaum ein einladendes Plätzchen für ihre Pflegebefohlene hergerichtet, einen Tisch, mit einem gelb und weiß gewürfelten Teetuch bedeckt, und zwei Stühle und zwei Schenkel dazugestellt.

Dort erwartete Marie Amman ihre Vertraute, die sie bei einem Armenbesuch kennen gelernt. Obgleich Süssete Constantin war, hatten sie sich doch innig befreundet.

Maria Amman brauchte nicht lange zu warten, denn gewissenhaft wie das alte Fraulein war, tauchte ihr schwarzer Hut mit der mageren, violetten Feder darauf, punt drei Uhr über den Blumen der Halde auf. Dem Hut folgte ein unbeschreiblich dürres Figürchen, und darnach erschien auf dem Hof die winzige, mit trippelnden Schritten dahertanzende Jungfer Süssete.

Da sie eine graue Brille trug, eine stark gebogene Nase, und eine hängende Unterlippe hatte, so glisch sie einer Schleier-eule, wozu ihr braunes Kleid mit den weißen Flocken ebenfalls beitrug.

Wer sich aber die Mühe nahm, Süssetts Gesicht genauer zu betrachten, wer die Herzengüte aus ihren Augen leuchten sah, wer ihre von Zufriedenheit verklärten Züge, ihr glückliches Lächeln deuten konnte, der las nichts anderes mehr aus dem kleinen, runden, mit zahlreichen Fältchen durchfurchten Gesicht, als was er aus dem Antlitz seiner Mutter gelesen: Liebe.

Süssete Klingelin war die freiwillige Helferin des ganzen Städtchens. Daneben hatte sie ihre Tante, dann den uralt gewordenen Onkel bis zu seinem Tode gepflegt, und pflegte jetzt dessen Base, ein ebenfalls sehr altes Fräulein und, mit derselben Treue, die ehrwürdige, sechzehnjährige Hauslaube, die vor Alter blind war, und nicht mehr allein essen konnte. Um diese Laube zu einer bestimmten Stunde zu füttern, verließ Süssete jede, auch die liebste Gesellschaft ohne Murren.

Sie reichte Maria Amman ihre kleine, verhügelte Hand. „Liebe, wie geht es dir?“ fragte sie mit einer Stimme, die so dünn war, daß man das Gefühl hatte, als hingen die Worte an einem Faden. „Gut, nicht wahr? Unter den herrlichen Bäumen und dem blauen Himmel! Sieh, da habe ich etwas für dich.“ Sie zog aus ihrem großen, grünen, mit Punkten überfütten Säcklein eine kleine Schrift: „Das Leiden: Eine Himmelsleiter für Gläubige“ und gab es der Freundin.

Dann entledigte sie sich ihres Hutes, legte den Altmodischen auf den Tisch, die Bindebänder sorglich darin verborgen, und strich sich liebevoll über die beiden Böpstein, die sie um die Ohren gelegt trug, immer noch so, wie ihre liebe Mutter ihr einstmals die Haare geordnet.

„Liebe, es ist herrlich hier oben“, rief sie dankbar entzückt. „Ach ja“, seufzte Maria, „wenn die Schmerzen nicht wären.“

„Leidest du immer noch, Maria, du Gute? Ist dir denn gar nicht zu helfen?“

„Es wäre mir schon zu helfen“, sagte Frau Maria unsicher. „Ich wüßte wohl jemand, der mir helfen könnte wenn Gott seinen Segen dazu gäbe.“

„Wer denn?“ fragte Süssete, nahm ihr Strickzeug aus dem grünen Sack und begann troß der Hitze so eifrig zu stricken, daß die Nadeln flirrten.

„Die Wunderdoktorin, die Zuberbühler“, sagte Maria, „was meinst du, wenn ich sie befrage? Sie hilft so vielen.“

„Liebe“, sagte zögernd Süssete, „das ist ja eine Sache“. Sie rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, denn sie liebte es nicht, den Leuten abzuraten. „Was sagt denn dein Mann dazu, der gute Klaus?“

„Ach“, sagte Maria, „das kannst du dir denken, daß er als Apotheker dagegen ist.“

„Liebe, Liebe, dann kann ich dir auch nicht dazu raten“, rief Süssete mit ihrer dünnen Stimme. Aengstlich sah sie die Freundin an. „Da kann ich nicht sagen: Geh hin und lass dir helfen! Nein, Liebe, das ist nicht Gottes Wille! Er hält es für gut, dich hier, troß der Hilfe des lieben Doktor Uli von deinem Leiden nicht zu befreien. Dein Mann ist dagegen, daß du die Doktorin befragst; ach, meine Gute, ich kann es nicht anders annehmen, als daß der Ullmächtige Wichtiges mit dir vor hat, zu dem er dich durch Leiden führen will.“

„Aber, Süssete! Könnte er mich nicht gerade durch die Zuberbühler heilen wollen? Vielleicht ist das seine Absicht? Vielleicht nimmt er dann die Strafe von mir, die er mir aufgelegt, weil ich meinen lieben Klaus heiratete, statt eines Rechtläubigen? Vielleicht will er durch die Doktorin an mir ein Wunder tun!“

„Liebe, du irrst dich. Gegen Klaus' ausdrücklichen Willen mußt du das nicht versuchen.“

„Sage mir, Süssete, glaubst du an der Zuberbühler Kuren und Heilungen?“

„D ja, ich habe schon manche miterlebt, an Leuten, die ich pflegen half. Aber warum willst du eigentlich gesund werden, Beste? Wir nähern uns den Sechzigern, und dürfen hoffen, bald erlost zu werden.“ Sie faltete die Hände und sah mit einem glücklichen Ausdruck zum Himmel auf. Maria Amman machte große Augen.

„Warum? Weil ich gerne lebe! Ist dir denn der Gedanke an den Tod eine Freude?“

„Mir!“ rief Süssete, und ihr Gesicht verklärte sich. „Die größte, die es für mich auf Erden geben kann! Dann darf ich ja hinauf zu Ihm, darf unter seinen Engeln leben, und weiß nichts mehr von Sünde. Liebe, Liebe, da gibt es kein Leid und keine Schmerzen mehr, wie sollte ich mich da nicht nach dem Tode sehnen? Täglich bitte ich Gott, mich bald zu sich zu nehmen, und mich nicht alt werden zu lassen.“

„Ihr Klingeling werdet ja alle alt“, warf Maria ein.

„Ja, das werden wir leider“, sagte Süssete kummervoll. „Es liegt an unserm Haus“. Sie strickte, daß es flirrte. „In dem Haus werden alle alt. Liebe, denke dir, daß die Tante selig sechzehnzig Jahre alt wurde, der Onkel zweihundneunzig und seine Base, die Wilhelmine, ist jetzt auch schon neunundsechzig.“

„Ja, du hast eine rechte Laft mit ihr.“

„Ach, nein, Maria, nein, gar nicht. Sie lebt so gern. Gerade wie du. Alle lebten sie gern in dem alten Hause. Und denkt dir, Maria, meine Gute, unsere Käze feiert auch schon ihren sechzehnten Geburtstag. Das ist uralt für eine Käze. Uralt. Und weißt du, was ich will?“ Sie sah mit ihren runden Augen unter den dunklen Brillengläsern zur Freundin auf. „Ich will das Haus verkaufen. Es gehört mir, der Onkel hat es mir vermacht. Wirtlich, Maria, ich will mich von allem irdischen Land losmachen, vielleicht würdigst mich Gott dann, zu seiner Herrlichkeit einzugehen. Sie lehnte sich zurück, legte ihren kleinen Kopf auf die eine Schulter und sah verklärt zum Himmel auf. Ein grünes weiches Würmchen fiel vom Baum herunter in ihren Schoß. Das weckte sie aus ihrer Verzückung. Sie nahm es mit spitzen Fingern und trug es in das Gras.

Maria Amman schmiegte ätzend ihren Kopf in die Kissen und strich sich über die schmerzenden Schläfen.

„Du glaubst also, Süssete, daß die Doktorin mich heilen könnte?“ fragte sie gespannt.

„Gewiß, Liebe, wenn Gott es so beschlossen hat. Er tut durch sie Wunder. Sie ist sein Werkzeug. Ob Arzt, ob Doktorin, Gott kann durch beide zu dir reden und dich von deinen Schmerzen erlösen. Aber ich rate dir davon ab, es zu versuchen. Du würdest den guten Klaus verleihen. Es wäre nicht recht.“

„Süsette. Klaus hat kein Heilmittel unversucht gelassen. Berene hat monatelang Gott in der Kirche für mich angerufen. Es half, aber es hilft nicht mehr. Gott hat mich verlassen. Doktor Zuberbühler tut was er kann mit Massieren, Elektrisieren und Einreiben. Es nützt nicht mehr als das Beten. Darf man mir da meine einzige Hoffnung nehmen?“ Süsetten Gesicht nahm einen überaus gequälten Ausdruck an. Sie nahm Marias Hand.

„Liebste, Allerliebste, warum fragst du mich? Du willst ja hören, und ich kann nicht Ja sagen.“ Ihre Augen feuchteten sich, und zwei schwere Tränen rollten unter der grauen Brille hervor auf das Strickzeug. „Ich will für dich beten, du Teure. Tue es auch, vielleicht erhört dich Gott.“ Sie wischte mit einem leinenen Tuch die Träne weg und strich sich dann über die Zöpfe. „Lies die „Himmelsleiter“, Beste, das wird dein Herz wohl tun.“ Sie begann mit ihrem Mäusefummich aus der kleinen Schrift vorzulesen.

Da sie stets den Anfang eines Saches mit erhobener Stimme las, sie beim Schluß aber sinken ließ, so war der Genuss gering. Aber wer hätte das Herz gehabt, Süsette Klingelin zu unterbrechen, wenn sie mit ganzer Seele beim Lesen war?

Schwester Lydia tat es, denn sie brachte das Kaffeerezept. Sie hatte freundlicherweise auch für die allbekannte und allbeliebte Süsette eine Tasse und einen Teller mitgebracht, ordnete nun das Geschirr auf da Tischen, stellte den Kaffee unter einen Wärmer, und bedeckte die Butter mit einem grasgrünen Kohlblatt. „Wohl bekomms!“ wünschte sie im Weg gehen.

Die beiden Freundinnen genossen nun friedlich ihren Kaffee, und aßen Honig und Butter dazu. Süsette knetete beides durcheinander und strich das Gemisch auf lange Brotstangen, die sie sich zurechtschnitt. Sie machte viel Komplimente, ehe sie zugriff, ob winzige Bissen Brot und trank kleine Schlücklein Kaffee. Dabei sah sie jedesmal, wie ein Vogel, dankbar zum Himmel auf, beinahe mit einem schlechten Gewissen um aller derer willen, denen es nicht so gut ging wie ihr.

Genau um fünf Uhr nahm Süsette Abschied von Frau Maria.

„Liebe, überlege es dir mit der Doktorin. Durch ein Unrecht an deinem Mann darfst du nicht gesund werden.“ Das war ihr Abschiedswort. Dann trippelte sie die Hälde hinunter. Ihr violettes Federchen zitterte noch einen Augenblick durch die Hälde. Dann verschwand es ganz.

Unter dem Kastanienbaum schloß Frau Maria müde die Augen und nahm sich vor, mit ihrer treuen Berene die Sache wegen der Wunderdoktorin zu besprechen. Ihrer Zustimmung war sie sicher.

Sie wurde aus ihren Gedanken durch den Besuch von Doktor Andermatt aufgeschreckt, der an sie herantrat und seine Bärenfeste zu einem Bückling zwang.

„Gehorsamer Diener, liebe Frau Amman, gehorsamer Diener!“ begrüßte er sie in seiner altmodischen Weise. „Wie gehts, wie stehst? Noch alles beim alten, wie unter junger Freund mir gefragt hat? Was wollen Sie, ein Uebel, wie das Ihre, das schon so eingerissen ist, befreitigen ein paar kurze Wochen nicht. Und daheim? Was macht unser Brautpaar?“ Maria Amman hob den Kopf bei dem beliebten Thema.

„Nächsten Monat, am 18. Oktober, ist die Hochzeit. Aber das wissen Sie ja, Doktor, Sie kommen ja auch mit Ihrer Frau und Madeline.“

„Ja, ja, natürlich, gerne.“ Andermatt dienerte. „Und wie gedenken Sie es mit der Brautmutter, der Frau Zuberbühler, zu halten? Unser guter Klaus wird Funken sprühen, wenn er mit ihr zusammentrifft.“

„Sie hat uns durch Susi sagen lassen, daß sie an der kirchlichen Feier teilnehmen werde, und durch ihren Sohn, den Doktor Uli, geführt zu werden wünsche. An dem Essen gedenkt sie nicht anwesend zu sein. Es tut mir leid, daß sie durch uns so verletzt worden ist“, fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

„Die Frau hat Kasse“, sagte Dr. Andermatt händereidend. „Sie gefällt mir, wenn ich auch von Staats und Berufs wegen ihr bitterster Feind sein sollte. Die Frau ist ein Original, ein, ein Charakter.“ Erstaunt sah Frau Maria ihn an.

„Glauben Sie denn an ihre Heilungen?“ fragte sie.

„Glauben! Glauben! Was heißt glauben? Wissen, da-

rauf kommt es an. Ich glaube an ihre Heilungen, weil ich sie nicht zehnmal, nein, hundertmal im Laufe der Jahre an meinen eigenen Patienten erleben mußte.“

„Was mag denn nur in dem „Erlöser“ sein, daß er allen hilft?“ fragte Frau Amman.

„Im „Erlöser“ schreibt Dr. Andermatt, und schlug sich aufs Knie. „Warum nicht gar, im „Erlöser“! Der ist eine gute Heilspalte, wie andere auch. Dummes Zeug! Die Frau ist's, die heilt! In der Frau steckt's! Einen Willen hat die Frau, einen Blick für ihre Kranken, einen Spürsinn, eine Kraft — es reicht für drei!“

„Der Klaus redet anders über sie“, sagte Frau Maria, glücklich über des Doktors Reden, die sie in ihrem Beschuß bestärkten.

„Der Klaus! Liebe, verehrte Frau! Er ist der beste Mensch unter der Sonne, aber daß er der Zuberbühler Gerechtigkeit angedeihen lasse, das müssen Sie nicht von ihm erwarten. Das kann er gar nicht. Dazu ist er zu impulsiv in seinen Abneigungen, zu subjektiv, zu sehr Apotheker, und was weiß ich noch alles. Grüßen Sie ihn übrigens von mir.“ Maria nickte.

„Ich will noch zu Doktor Uli“, sagte Andermatt, „ich habe allerlei mit ihm zu besprechen. Gehorsamer Diener, Frau Amman!“ Er schwang seinen breitrandigen Hut, nahm seinen Stock und ging auf das Haus zu, tiefe Spuren im Kies zurücklassend.

Geräuschlos öffnete und schloß er die schwere Haustür und ging dann behutsam die Treppe hinauf. Wie anders alles war als zu seinen Zeiten. Das helle Licht, das kein Staubschlacken unentdeckt ließ, die gefrichenen, sauberen Wände, die großen geöffneten Fenster und vor allem die wohlgerüsteten Räume. Andermatt schnaufzte. Im ersten Stock öffnete er einen Schrank, der mit weißer, duftender Wäsche bis oben gefüllt war. Er röchelte daran und nickte zufrieden mit dem Kopf. Dann schwenkte er in einen Seitenangang ab und trat in die Küche ein. Alles sauber, alles in Ordnung. Kein Küchengeruch mehr in den Gängen, keine verdorbene Luft. Er rieb sich die Hände. „Es geht“, dachte er.

Uli war in seine Präparate vertieft, als Doktor Andermatt eintrat. Die beiden Männer begrüßten sich mit Wärme. „Es geht alles wie am Schnürchen, wie ich von Amman h. re.“ sagte der Alte.

„Es geht gut. Es scheint, daß davon geredt wird, wie rasch sich unser Haus gefüllt hat. Wahrhaftig, ich hätte es auch nicht für möglich gehalten, daß es uns so zuströmen würde.“

„Das Neue!“ warf Doktor Andermatt ein.

„Unten ist alles voll, im ersten Stock auch, nur oben sind ein paar Zimmer frei. Die Privatzimmer sind alle besetzt.“

„Kommen die Bauern?“

„Bauern auch. Doch sind sie in der Minderheit. Sie haben dicke Schädel und wechseln leicht weder Arzt noch Religion.“

„Also sind Sie zufrieden, Uli, und bereuen es nicht, meinem Rat gefolgt zu haben?“

„Wahrhaftig nicht. Ich wäre aber auch zufrieden, und würde es nicht bereuen, wenn ich es weniger gut hätte. Ich kann, einen Kampf zu kämpfen, und nun ist tieffester Friede. Dazu habe ich Glück, es sind ein paar Fälle da, die zu behandeln ich mir schon lange gewünscht habe.“

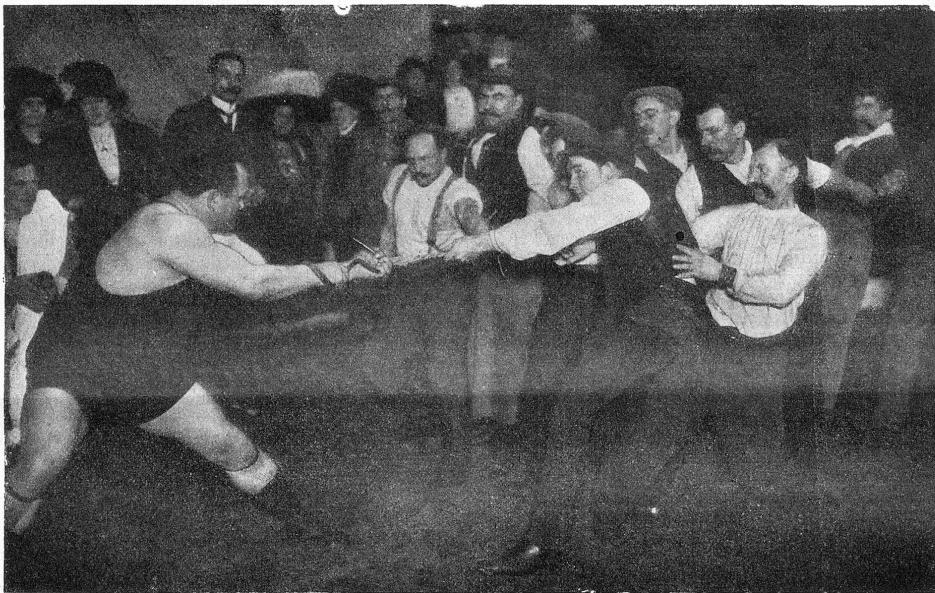
„Freut mich, freut mich! Wird hoffentlich immer noch besser kommen, bevordeßt was Ihre Privatpraxis betrifft. Was ich fragen wollte: Beklagt sich Ihre Mutter? Spürt sie die Konkurrenz des Friedberges?“

„Das weiß ich nicht, Doktor Andermatt. Mutter und ich sehen uns nicht oft. Wir haben beide wenige Zeit. Ich gehe hie und da des Abends spät hin, aber dann sprechen wir nie von unserer Angelegenheiten, weder ich, noch sie. Das heißt, sie fragt mich regelmäßig darnach, ob ich zufrieden sei mit Praxis und Spital, und ich weiß, daß sie sich über meine Antwort freut.“

„Patente Frau“, rief Andermatt. „Ich sagte es eben zu Frau Amman.“

„Ob im Treuhof der Zulauf der Kranken abnimmt, weiß ich nicht“, fuhr Uli fort. „Ich scheue mich darnach zu fragen. Ich tue alles, was in meinen Kräften steht, um unserer Sache zum Aufschwung zu verhelfen, aber ich will lieber nicht wissen, ob ich meine Mutter damit schädige.“

„Sehr begreiflich“, stimmte Andermatt Uli zu. „Erlauben Sie mir ein Pfeifchen? Danke.“ Er zog ein kurzes



**Ein Herkules.** — Der riesige Ostpreuße Kornatz, der gegenwärtig in Berlin auftritt, führt einen Tauziehskampf gegen 12 Männer aus, die er besiegt.

Stummelchen aus der Tasche, stopfte es bedächtig und mit sorgfältiger Liebe, und zündete es an. Behaglich lehnte er sich in den Stuhl zurück, der für seinen breiten Rücken wie geschaffen war, pfiff zufrieden und sah Uli an.

„Wissen Sie, daß solche Gegenströmungen für uns Ärzte recht nützlich sind?“

„Nützlich?“

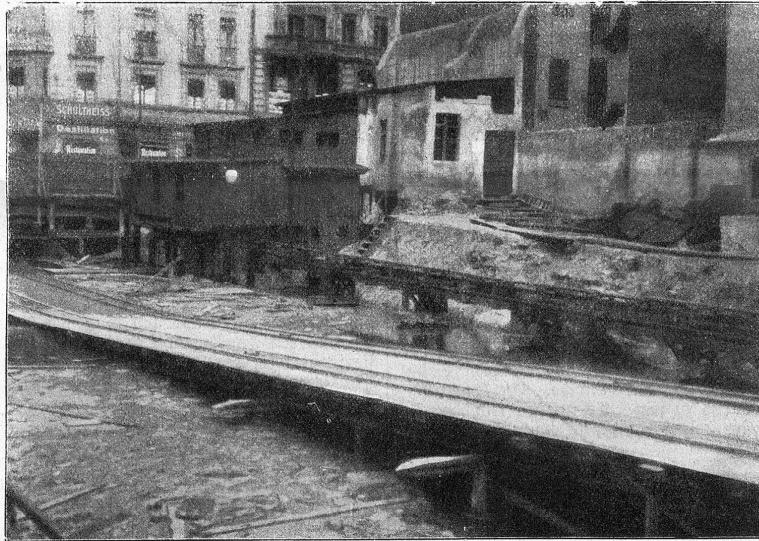
„Ja. Ohne Wettbewerb kein Fortschritt.“

„Wettbewerb? Ich bitte Sie, haben wir den noch nötig? Wimmelt es nicht von Ärzten und Medizinstudierenden?“

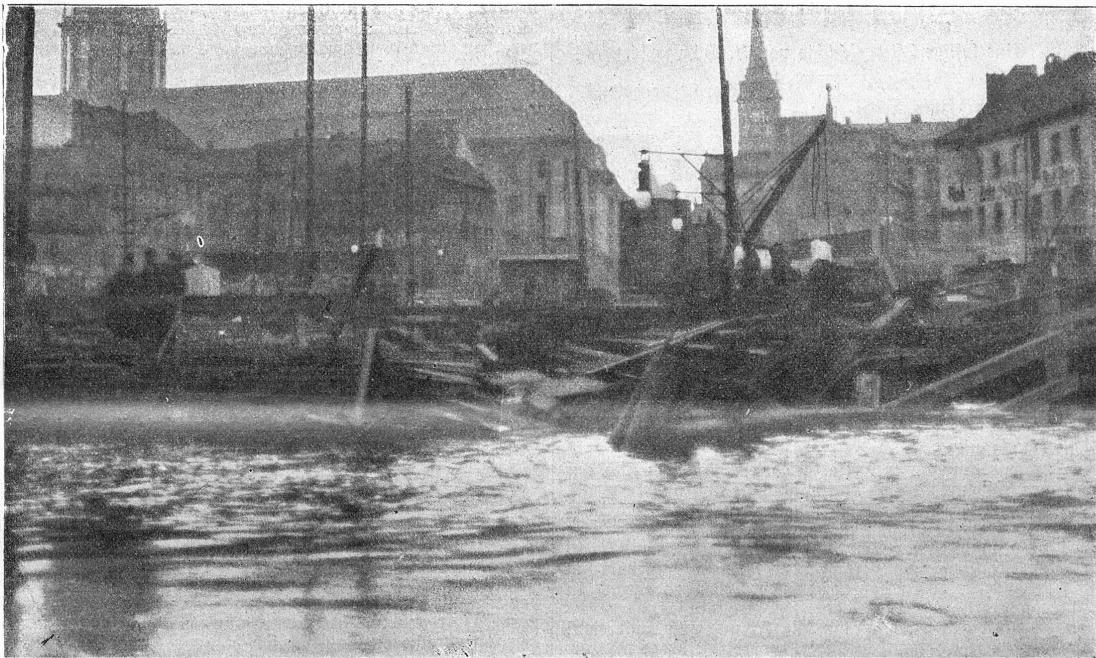
„Leider! Leider! Nicht nur, daß einer dem andern das Brot weg nimmt, es schädigt auch den Stand. Denken Sie an den Ärztestreit in Leipzig, an das öffentlich so genannte Ärzteproletariat in Berlin, und manche andere Erscheinung der medizinischen Überproduktion. Da heißt es

heutzutage bei allem: Nur das Beste ist gut genug! Wenn es irgendwo am Platze ist, dieses Wort anzuwenden, so ist es bei uns Ärzten der Fall. Jawohl, für unseren Beruf wären nur die Besten gut genug! Und doch meint jeder grüne Junge, er wolle es probieren, sitzt hinter die Bücher, hört Kollegen, macht sein Examen, und glaubt deshalb, er habe die Weisheit mit Löffeln gegessen. Eigenes tut er nicht dazu, Begeisterung ist ihm eine unbekannte Sache. In seinen Augen braucht ein Arzt nichts als den Doktorstitel, wertvolle Bekanntschaften, eine reiche Frau, und die obligaten Patienten.“ Doktor Andermatt war in Eifer geraten. Solche Berufsnüsse waren ihm in der Seele zuwider. Er sah einen Augenblick vor sich hin und redete dann weiter:

„Sehen Sie, Uli, weil es sich so verhält, wie ich sage, deshalb können Erscheinungen wie Ihre Mutter Boden fassen.“



**Zur Überschwemmung der Berliner Untergrundbahn:** — Einer der überschwemmten Untergrundbahnhöfe, die bereits im Rohbau fertiggestellt waren. Hier stand das Wasser 6 bis 8 Meter tief.



Ueberschwemmung der Berliner Untergrundbahn durch Dammbruch der Spree. Unser Bild zeigt die Stelle, an welcher der Dammbruch eintrat. Von hier aus wälzten sich die Wasser der Spree in die Untergrundbahnhöfe.

Sie tauchen überall auf, manchmal echt, wie unsere Wunderdoktorin, manchmal unecht. Das Volk spürt die Kälte und die Teilnahmslosigkeit so mancher Ärzte. Es verliert das Vertrauen, und wendet sich dann den Leuten aus seinem Stande zu, mit denen es auf du und du steht, und nicht instinktiv fühlt, daß es demjenigen, dem es sich angstvollen Herzens naht, nichts ist als ein Patient, den man abends in sein Buch einträgt." Andermatt passt mächtige Wolken zur Decke.

"Sehen Sie, Uli, wenn wir klug wären, würden wir lernen von diesen ungelehrten, ursprünglichen, oft weit berühmten Laien-Doktoren und Doktorinnen, ganz besonders aber von solchen, wie Ihre Mutter eine ist."

Einen Augenblick schwieg der alte Arzt erregt und

schenkte sich ein Glas Wasser ein. „Sehen Sie, lieber Freund“, fuhr er dann fort, „der kluge und wahrhaft gebildete Mensch lernt aus allem. Er wird bei jeder erfolgreich aufstauenden Erscheinung, bei jeder sich behauptenden Neuerung fragen: Woher der Erfolg, und wird sich diesen Erfolg zu Nutzen machen. Die Geistesträgen, die sich überzährenden, die Rückständigen, die Vorurteilsvollen dagegen schreien und töben und wehren sich: Wir wollen keine andern Götter neben uns haben. Und derweil schreitet das Neue über sie hinweg. Nun wollen wir auch bei Ihrer Mutter fragen: Woher der Erfolg. Woran liegt bei uns der Misserfolg? (Fortsetzung folgt.)



Aus dem Marstall König Georg's 5. von England. Der große Stall der Pferde für den täglichen Gebrauch.

## „Hahn im Korb.“

Eine lustige Ostergeschichte von L. Virgell.

(Nachdruck verboten.)

„Gratuliere zu den Osterferien, Otto!“  
„Danke, danke, altes Haus! Ja — ja, die Ferien haben wir Gelehrten euch Kaufleuten voraus, ha, ha, ha!“

Es war am Ostersamstag und im Zentrum der Stadt, wo die beiden Freunde, der Professor Otto Heinzmann und der Großaufmann Werner Lenz sich begegnet waren und einen Händedruck tauschten.

„Na, und noch anderes habt Ihr Gelehrten uns voraus“, meinte Lenz und zwinkerte verschmitzt mit den Augen; „der Professor entstellt ist eine gute Empfehlung bei den Mamas heiterslustiger Töchter.“

„Mach keine schlechten Witze, Werner, —“

„Schlechten Witze? Erlaube mal, es ist doch bekannt, Otto, daß du bei den Damen — Müttern wie Töchtern — „Hahn im Korb“ bist, ha, ha, ha!“

Über das verträumt-grüblerische Gesicht des jugendlichen Professors ging ein Ausdruck, als höre er etwas ganz Neues, ihm Unbekanntes.

Er war mit ganzer Seele Gelehrter, ging so völlig auf in seiner Wissenschaft, daß er für anderes und andere wenig Interesse hatte. Um die Damenwelt kümmerte er sich nicht mehr, als seine gesellschaftliche Stellung es erforderte. Er war blind für die liebevollen Blicke, welche Mütter und Töchter ihm schenkten, und vergaß über seinem Wissensdrang und Arbeitsleid völlig, daß er in einem Lebensalter stand, in dem das Wörtchen „Heirat“ eine Hauptrolle spielt.

„Du weißt Werner, ich bin kein Freund von Neckereien! Wenn du diese Tonart weiter spielst, verdirbst du es mir gründlich.“

„Um Gottes willen, Otto, werde nicht ungemüstlich! Ich schweige ja schon über das verpönte Thema! — Apropos — Du kommst doch heute abend in den Club zum Osterfeieressen? Es wird riesig gemütlich werden.“

„Zum — Eieressen?“ Der Professor schnitt eine komische kleine Grimasse. „Da kann ich leider nicht mitmachen — ich bin nämlich ein Feind von Eiern — ich esse niemals Eier — kann gegen dieses Naturprodukt absolut nicht an.“

„Mensch — Heinzmann — Du magst Eier nicht?“ schrie Lenz, „Unglückswurm — das ist ja fürchterlich! Ich esse Eier in jeder Gestalt gern: Senfseier, Spiegeleier, Rühreier, —“

„Bitte, höre auf, Werner, mir wird bei der Vorstellung schon ganz elend —.“

„Dann ist dir freilich nicht zu helfen, Otto! Hast du denn nichts vor heute am Osterabend?“

Jetzt verklärte ein Lächeln das Gesicht des Professors.

„Freilich habe ich etwas vor“, lächelte er, „und zwar etwas, das mich lebhaft interessiert. Heute werde ich nämlich mein neues wissenschaftliches Werk beenden. Um recht ungestört zu sein, habe ich meine alte Dore herbeilaubt — sie bringt den Osterabend bei Verwandten zu.“

„Na, dann guten Erfolg, du einfacher Spatz! Nur schade, daß du nichts vom Osterhafen hast . . .“

lächelte der Professor: „Freund Lampe ist mir in der Tat lieber als seine Eier! Auf Wiedersehen, Werner!“

„Auf Wiedersehen, Otto!“

Damit trennten die Freunde sich.

— — — — —

Professor Heinzmann besaß das Ideal einer Gelehrtenwohnung. Hohe, rubig gelegene Zimmer im Parterregeschöß. Die Bewohner des ersten Stocks waren meist auf Reisen. Im zweiten Stock wohnte seit einem halben Jahr die Witwe eines Regierungsrates mit ihrer Enkelin in stiller Zurückgezogenheit.

Der Professor bekam die Damen selten zu Gesicht. Zuweilen kam es vor, daß auf der Treppe ein leichter Schritt hörbar ward, die Haustür klinke und ein Schatten an Heinzmanns Fenster vorbeiglitt. Leichtlich hatte dieser dann den Kopf etwas hastig zum Fenster hin gereckt. Dabei war das Grüblerische aus seinem Gesicht plötzlich wie weggeworfen und hatte einem träumerischen Ausdruck Platz gemacht. —

Ja, es war eine ideale Gelehrtenwohnung. Auch heute herrschte eine wundervolle Ruhe in dem Hause. Der schlürfende Tritt der alten Dore störte diese heute nicht. Aber fürsorglich hatte die treue Alte, bevor sie gegangen, im Eßzim-

mer den Abendtisch für ihren Herrn gedeckt — kalten Braten und Appetit-Sild, wie es der Professor besonders liebte. Doch vergessen stand die Tafel da, wie stets, wenn Heinzmann an seinem Werke schrieb.

Draußen lagen die ersten Schatten des sinkenden Osterabends. In Zimmer des Professors aber brannte bereits die Arbeitslampe und warf ihr trauriges Licht auf das gesenkthe Männerrätsel. Die Feder knirschte über das Papier; ein Ausdruck von hoher Spannung lag auf dem Gesicht des Schreibers. Die Brauen hochziehend, überlas er mit großer Aufmerksamkeit die letztabfriebenen Seiten des Manuskripts. Tunkte darauf abermals die Feder ein und diktete sich selbst: „Die Siringen, ein mongolischer Stamm in der Nähe Archanopoli, bezahlen ihre —“

Laut und schrill gelste in diesem Augenblick die Korridor Klingel. Der Professor krauste die Stirn, ward sich aber gar nicht bewußt, daß es an ihm sei, zu öffnen, da niemand anders da war.

„Die Siringen, ein mongolischer Stamm in der Nähe Archanopoli,“ wiederholte er mit erhobener Stimme, „bezahlen ihre —“

Erneutes, schier gellendes Klingeln störte ihn bei der nämlichen Stelle auf. Mühljam mit seinen Gedanken von den Siringen zur Gegenwart zurückkehrend, fuhr er sich über die Stirn und schaute unsicher zur Türe. Da tönte es abermals wie Sturmkläuten an sein Ohr.

„Ach so“, machte Heinzmann gedehnt, sich plötzlich erinnernd, daß die Dore nicht da war. „Ja, ich muß ja wohl nachsehen . . .“

Damit erhob er sich, warf einen schmerzlichen Blick auf das Manuskript, schläng die langnachschleifenden Schnüre seines Schlafrockes um die Taille, murmelte im Hinausgehen den unterbrochenen Satz vor sich hin. Und nun öffnete er.

Im selben Augenblick vernahm er fliehende Kinderfüße, das Zuschlagen der Haustür, und daß draußen die Flucht fortgesetzt wurde.

Beim Dejessen der KorridorTür gewahrte er einen Gegenstand in einer Seidenpapierhülle auf dem Boden stehen. Mit naivem Erstaunen hob er ihn auf. Dabei glitt die Hülle ab. Ein Weidenkörbchen, reizend mit grünem Moos ausgepolstert, darauf gebettet wohl drei Dutzend herrlich buntgefärbter Eier lagen, lachte dem Professor entgegen. Wie ein hilfloses Kind sah dieser auf das hübsche Präsent nieder.

„Ob ich das haben soll?“ murmelte er. „Wer mag der Geber sein? Es sieht ja sehr niedlich aus“, philosophierte er weiter und betrachtete das Körbchen von allen Seiten, „doch, — wo soll ich damit? Ich esse ja Eier nicht.“

Mit dem Korb in der Hand begab er sich zurück. Wollte erst damit in die Küche rettieren, fand dies dann aber doch freventlich und nahm das Ding mit in sein Zimmer. Und nun gewahrte er das Kärtchen, das zwischen den Eiern steckte.

Er nahm es heraus und las: „Fröhliche Ostern wünschen Frau Dr. Wilde und Fräulein Inga.“

„I — wie kommen denn die Damen dazu, mir ein Ostergebinde zu machen? Unsere Bekanntschaft ist doch sehr neu . . .“ murmelte er, und vor seinem Geiste sah er eine spitznäsig lästige Dame, die ihn durch ihr langtägiges Vögeln betrachtet hatte. Fräulein Inga, ebenfalls spitznäsig, ebenfalls mit bewaffneten Augen, und einem milde-dominierenden Lächeln um die schmalen Lippen . . .

Wohin mit dem Eierkorb?

Mit erwachender Ungeduld über den Zeitverlust, setzte der Professor das Ding auf den Schreibtisch und griff hastig zur Feder. Wobei war er doch stehen geblieben?

Richtig — bei den Siringen. Also es sollte lauten: die Siringen, ein mongolischer Stamm in der Nähe Archanopoli, bezahlen ihre Eier in — — Zum Stix! was hatte er da geschrieben? Eier — Eier? Das kam, weil die Dinger da vor ihm standen! Es sollte ja heißen: Die Siringen bezahlen ihre Steuern in —

„Klingeling, Klingeling!“ zitterte es in diesem Moment durch das stillle Hause. Nervös fuhr der Professor herum und dadurch die Feder in seiner Hand mit. Ein infamer Tintenflex auf diejenige Stelle im Manuskript, wo das Wort „Eier“ sich breit machte, war die Folge. Bevor noch der Professor die ganze Tragweite des Unglücks ermeissen, wurde die Korridor Klingel so stürmisch gezogen, als stiehe das Haus in Brand.

„Was ist denn heute nur? Wenn die Dore daheim ist, pflegt doch um diese Abendstunde niemand mehr zu kommen!“

Mit fliegenden Rockschößen setzte diesmal der Professor

hinaus. Er war aus seiner weihevollen Stimmung herausgerissen — aber gründlich, und seine Nerven fühlten dies.

Ein nett anzuführendes Dienstmädchen stand draußen. „Frau Direktor Griesbach lassen dem Herrn Professor ein fröhliches Osterfest wünschen und der Herr Professor möchten es sich recht schmecken lassen“, bestellte das hübsche Kind und belud gleichzeitig die Hände des Empfängers mit einem sorgfältig verhüllten Gegenstande. Knipte, und war fort.

Mit perplexer Miene, völlig ratlos, sah der Professor auf die geheimnisvolle Last in seiner Hand nieder. Dunkel überkam es ihn, daß er veräumt hatte, zu danken. Frau Direktor Griesbach? Wer war das doch noch? Er strengte sein Gedächtnis an, aber wenn man im Geiste bei den Mongolen gewesen, so ist das Besinnen auf Damen, die junge Witwen sind, und gern wieder heiraten möchten, schwer. Endlich fand er den Wegweisen. Ihr Gatte, der Direktor Griesbach, war vor Jahresfrist bei einem Automobilunfall ums Leben gekommen. —

Trotz dieser trüben Erfahrung hatte die Witwe Sinn dafür gehabt, eine Ostergabe eigener Art zu schenken. Ein Nest — ein Riesennest, so reizend und reizvoll mit goldenen Strohhalmen und roja Wattensaum ausgepolstert, daß jeder Piepmatz seine Freude daran gehabt hätte. Und dieses riesengroße, süße, behagliche Nest angefüllt mit Eiern — dem Professor schwindete — mit Eiern in allen Farben und obendrein mit hübschen Sinsprüchen verziert.

Eigenes Nest — das Beste! —

lachte es dem Beiflauern in goldenen Leitern entgegen. Jedem anderen wären jetzt wohl die Augen aufgegangen über den Zweck, den die Geberinnen verfolgten. Wer aber, wie Heinmann, völlig aufgestellt in der Wissenschaft, vergißt darüber das wirkliche Leben. Auch Freund Lenzs Bemerkungen über den „Hahn im Korb“, waren ihm längst entfallen und mit sehr gemischten Empfindungen murmelte daher der Professor nur: „Wie kommen nur die Leute dazu, mir solche Geschenke zu machen? Wohin soll ich mit all den Eiern? Die Dore — ja die Dore muß sie essen! — Doch — wie ist mir? Sagte nicht die Alte noch gestern, Eier verträgt mein Magen nicht?“ Ratlos sah er auf das Nest. Dann trug er es ungeschickt-vorsichtig ins Zimmer, blieb wieder ratlos umher und stellte es schließlich in die Sofaecke. Nun fiel sein Blick auf den Schreibtisch und auf das Manuskript und damit kam ihm das Doppelungslück wieder zum klaren Bewußtsein.

„Schrecklich — wirklich schrecklich, —“ murmelte er und wiegte mit ganz verstorben Miene den Kopf. Nahm Radiergummi und Federmeißel und machte sich an die Arbeit. Allein er hatte heute entschieden Unglück mit seiner Sache. Schon ward die Stelle auf dem Papier, wo der ominöse Klex samt dem ominösen Wort sich befand, bedenklich durchscheinend, und plötzlich machte das Messer einen Hopser und nun klappte eine häßliche Lücke dem unglüdlichen Urheber entgegen.

In diesem hochgespannten Augenblick ging laut und scharf die Korridordringung.

Der Professor, dessen Ohr nun bereits geschärft war für diesen Klang, zuckte zusammen und sein Gesicht bekam einen so wildentsetzten Ausdruck, wie jemand blickt, der zu befürchten hat, die Häscher seien ihm auf den Fersen. Etwas Drohend-Abwehrendes trat in seine Haltung und seine Hand bebte, als sie glättend über das unverglückte Manuskript strich.

Allein des Geschicks Mächte waren stärker als er. Welcher Mensch, welcher Mensch von Bildung, könnte es kalten Blutes mitanhören, wenn jemand schellt, um Einlaß zu begreifen, schellt und wieder schellt wenn es wie Sturm läutet durch das Haus hallt und anjungeln ist, es hängt Glück oder Unglück von dem Erfolge ab. Jedenfalls war dem Boten angedroht worden, unter keinen Umständen unverrichteter Sache wiederzukehren. Denn die Behemenz, mit der diesmal die Klingel gezogen war, übertraf alles Dagemesene. Unter diesen Umständen sah Professor Heinmann sich gezwungen, zu öffnen. Ein junger Bursche, einen großen verdeckten Korb am Arm, drängte sofort zur Tür herein. Dieser Burschen schuf offenbar „aus groberem Stoffe die Natur“, denn sogleich polterte er: „Na, de Warterei war doch to doll! Abers ic würd' ja 'was up de Snut kregen, wenn ic dit hier wedder mitbringen tät. Faten Se man sig to, sünft löfft am End noch de Ha' davon.“

Was blieb dem Professor Otto Heinmann anderes übrig, als dem rohen Burschen zu willfahren? Mit der Miene eines Opferlamms faßte er denn auch wirklich „sig to“. Die drohend-abwartende Haltung des Burschen gewährend, kam es

ihm glücklicherweise in den Sinn, daß der Ueberbringer ein Trüngeld erwarte. —

Heinzmann entsann sich später dunkel nur, wie er mit der Last sein Zimmer erreicht hatte. Diese Last, die dem Korb entnommen war, bestand in einer riesig großen, tiefbauchigen Schüssel aus blauedekoriertem Porzellan. In ihrer Mitte hockten drei munter dreinlächelnde Häschchen aus Papiermäpfchen. Um sie herum türmte sich blendend weißes Salz und in dieses eingebettet Eier; glänzend rote, blaue, braune und gelbe Eier; Eier die Menge, Eier ohne Zahl. —

Der Professor wunderte sich nachgerade über nichts mehr. Es wäre auch garnicht überrascht gewesen, wenn der Postwagen vorgefahren wäre, ganz und vollständig mit Eiern angefüllt und dieſe alle wären an seine Adresse gewesen. Jedenfalls wollte das Schädel ihn dafür strafen, daß er die allseitig so hochgeschätzten Eier verschmähte. Und jedenfalls bedeuteten die drei muntern Häschchen eine Anspielung auf die drei Töchter der liebenswürdigen Geberin, die sich Frau Rentier Schilling nannite, wie in dem Begleitbeschreiben stand, und die dem „verehrten Hausfreunde“ ein fröhliches Osterfest wünschte. Unter der Schreiberin hatten sich die drei Töchter unterschrieben. Der Empfänger brauchte nur zu wählen zwischen Fräulein Ida, Fräulein Frieda und Fräulein Liza. —

Mit einem Seufzer der Verzweiflung sank der Professor in den Schreibsessel nieder. Wohin er sah Eier — Eier die Menge, Eier ohne Zahl. Und alle dieſe Eierspenderinnen wollten bedankt sein — bedankt mit seinem eigenen Ich. Endlich war ihm dies klar. Und ebenso klar, daß seine kostbare Zeit verloren, daß er sein Werk heute nicht fertig bekam, daß er die vergnügte letzte Seite des Manuskripts herauslösen und durch eine sauber beschriebene ersetzen mußte, daß er —

In diesem Augenblick der Erkenntnis aller Drangsals die ihn bestürmten, hallte abermals die Korridordringung durch die Stille. Und obwohl es ein recht gesittetes, recht diskretes Klingeln war, war die Wirkung eine entsetzliche. Das Gesicht des Professors färbte sich blutrot und auf seiner Stirn trat die Zornesader mächtig hervor. Ein Ausdruck von grenzenloser, unbeschreibbarer Wut entstellt das träumerische junge Männerantlitz. Mit zwei Sägen war er hinaus und riß die Korridortür auf. „hinaus!“ rief er, „hinaus mit den Eiern! Ich habe nichts mit Eiern zu tun, ich —.“ Allein der kleinen Botin, die dort schüchtern verlegen stand, mußte wohl eingetrichtert sein, sich durch nichts verscheuchen zu lassen, denn in der folgenden Minute spielte sich zwischen Tür und Schwelle eine Szene ab, die an Großartigkeit der Pantomime einem Deorient Ehre gemacht hätte. Ein edler Wettsstreit der Parteien, das geheimnisvoll verhüllte Präident abzuliefern und abzulehnen, entstand, — ein Wettsstreit, der bewundernswert zäh und bebarrlich fortgesetzt wurde und vielleicht kein Ende gefunden, hätte nicht die Vorstellung dies Ende gewaltsam herbeigeführt. Hatte die treubesorgte kleine Botin nun zu heftig ihre Gabe aufgedrungen, oder der Empfänger zu heftig abgewehrt? Genug, ein Schrei ward laut und nun ein klirrendes Getöse. Ihm folgten stiechende Kinderfüße; auf dem Boden zwischen Tür und Schwelle ein Rudel Scherben und bunter Eierschalen, durchsickert von kostlich gelbem fließendem Ei-dotter. Der Professor, mit einem Sprung darüber weglegend und in befinnungsloser Hast den Weg zum zweiten Stock nehmend. Was sich dort in den nächsten Minuten abspielte, umhüllt der Schleier des Geheimnisvollen. Nur so viel sei verraten, daß bald darauf zwei kleine geschickte Mädchenhände mittels Handseger und Witschlich die Schwelle des Professors von der „Bescherung“ säuberten. Daß darauf die nämlichen flinken Mädchenhände unter Aufsicht des Professors sämtliche Eierprärente in den zweiten Stock beförderten; daß hier die alte Frau Regierungsrat herzlich lachte, und daß ein junger, holden Mädchenmund glückstrahlend verichern werde, was morgen, am Ostermontag, aber ein fröhliches Eiersuchen werden! Und wie selig die Augen der Kinder von der armen brauen Aufwartefrau glänzen würden beim Finden der bunten Eier! — Selbstverständlich wohnte Professor Heinmann der kleinen Veranstaltung bei, die ja allerliebst und fröhlich ausfiel, daß das stille Haus wiederholt von dem Jubel. War das ein Jauchzen und glückseliges Lachen, wenn die kleinen Eiersucher gefunden, was der gute Osterhase gebracht.

Doch auch der Professor, der eigentliche Ursacher dieser Freude, fand hier etwas. Etwas, das kostlicher war als alle Osterreier der Welt — ein Herz, ein liebes, goldenes Mädchenherz.

## Der europäische Tisch in chinesischer Beleuchtung

In einem Briefe eines Chinesen — China ist ja jetzt ein hochmoderner Zeitungsstoff — haben wir unter anderem eine charakteristische Schilderung der Ernährung der Europäer gefunden, die dem braven Sohne des himmlischen Reiches natürlich Entzücken einflößt. „Kannst Du Dir“ — so schreibt der Chinesen an einen Landsmann im Innern des Reiches — „ein Volk vorstellen, das Wochen, ja Monate lang ohne einen Löffel Reis lebt? Dagegen machen sie sich gar keine Gewissensbisse, wenn sie das Fleisch von Ochsen essen, die sie in großen Mengen von wilden Schlägern töten lassen. Und dann essen sie sogar auch Hammel; daher kommt es, daß sie alle feist sind wie Einwanderer. Sie nehmen allerdings täglich ein Bad, um den Schmeergestank los zu werden; aber das genügt nicht. Und dann bringen sie das Fleisch nicht in Würfelform auf den Tisch, sondern in großen Stücken, die sie mit scharfen Messern zerfleischen; und sie führen es nicht mit Holzstäbchen zum Munde, wie ein vernünftiges Wesen thun würde, sondern mit kleinen vierzinkigen Gabeln, so daß man Lachenspieler und Degenstecher zu sehen glaubt. Es ist wirklich ein Wunder, daß sie sich nicht manchmal in der Halt einen Stab von ihren großen Räsen abschneiden oder sich die Spitzen der Gabel in die Augen legen.“

## Praktische Verwertung alter Strumpffüßlinge

Alte Füßlinge von Strümpfen wirft man nicht achtlos weg, sondern man befreie sie mit Stoffresten, die man zu nichts anderem mehr verwenden kann. Dann füllt man sie recht fest mit Kleie, Sägespänen, ungebrochenen Haberkörnern oder mit ganz klein zerrissenem Zeitungspapier. Oben, etwa beim Knöchel, näht man den Füßling gut zusammen und setzt oben eine Gurtbahn an, wie solche zum Anfassen der Bottinen verwendet werden. Solche ausgestopfte Füßlinge verwendet man zum Ausstöpfen des ungebrauchten Schuhwerks, das auf diese Weise geschnitten und faltenlos erhalten wird. Schuhe, die naß oder feucht geworden sind, läßt man zuerst austrocknen und stopft sie dann mit solchen Füßlingen aus. Dies zieht alle Feuchtigkeit aus dem Leder und der Schuh bleibt in der guten Form. Auch die Gummi-

schuhe bleiben viel länger schön und gut, wenn man sie über solche Füßlinge zieht, nachdem man sie auswendig und innwendig gut gewaschen hat. Sehr zweckmäßig ist es auch, die Füßlinge beim Knöchel nur gut anzubinden, damit man in der kalten Jahreszeit, oder wenn die Schuhe sonst ganz durchnäht werden sind, den Inhalt der Füßlinge auf einem Fleisch in der Ohrhörre oder in einer alten Röstpfanne erhitzt kann, um die Füßlinge damit auszustopfen und rafch in die Schuhe zu stecken. Diese heißen Füßlinge ziehen alle Feuchtigkeit aus den Schuhen. Auch wer an kalten Füßeln leidet und zur kalten Jahreszeit nicht ohne Unbehagen die kalten Lederstiefel anzieht, stellt mit dem angenehmsten Resultat für eine Weile die beiken Füßlinge in die Schuhe. Um ein bequemes Einschieben der Füßlinge zu ermöglichen, kann man sich eine leichte Kartonsohle schneiden, die auf den Füßling zu nähen ist und auch die Ferse kann man in dieser Weise verstetzen. Die Herstellung solcher praktischer Füßlinge wäre eine Arbeit, welche die Augen in keiner Weise anstrengt und die also auch vom ältesten Mütterchen oder Großvater ausgeführt werden könnte. Es erübrigt dies manches Stündchen nutzbringenden Zeitvertriebes.

## Neues vom Büchermarkt

„Vom Mädchen zur Frau“. Ein zeitgemäßes Erziehungs- und Ehebuch. Allen reisenden Töchtern, Gattinnen, Müttern und Volkszieichern gewidmet. Von Frau Dr. Emanuel L. M. Meyer (München). Elegant kartonierte Kl. 2.—, in einem Leinenband mit Futteral Kl. 3.—. Verlag von Stroeker und Schröder in Stuttgart. — Ein Buch, das von den zahlreichen Anhängerinnen der bekannten Frauenärztin und Volksrednerin seit Jahren erbeten und mit Spannung erwartet wurde. Und wir begreifen das; denn wer die zündende, tief aus dem Herzen quellende mitleidende Art des Vortrags der Verfasserin, ihre Welterfahrbheit und scharfe Beobachtungskraft kennt, der erwartet mit Bestimmtheit auch in ihrer neuesten Arbeit wieder warmherzige beratende, tröstende, fürende Worte für die Frau. Die Beweggründe, aus denen heraus das Buch entstanden ist, zeigt am besten sein Vorwort in den folgenden Sätzen: „Hier legt ich nieder den Ausdruck einer schmerzvoll tiefen, unabweisbaren Über-

zeugung, der Gewissen gewordenen Erkenntnis des Menschen, des Weibes — des Arztes in mir! Diese Erkenntnis und Überzeugung habe ich formulieren müssen zum Kampftruf gegen eine sexuell verseuchende Menschheit, zum Mahnmal an eine irregelmäßige, siehe, versagende Frauenschaft, zum Ruf der Klärung, der Belehrung, der Bewahrung an unsere Töchter und Jungfrauen! Es sind Worte, tiefstem Herzen entstiegen, in heiklem Mitleid gereift und von dem großen Schenken getragen, sie möchten Unwissende lehren, Wollenden helfen, dem Edeltum der Frauenschaft aber Parole und Wegrichtung werden!“ — Natürlich ist die Lektüre solch wichtiger, das intimste Leben behandelnder Fragen vollendeten Ernst und eine gewisse Reife des Denkens und Urteils voraus. Es ist ein Buch für die Gattin und Mutter, ein Buch vor allem für die erwachsene Tochter, einerlei, ob sie sich zur Ehe entschließt oder allein bleibt. Jede einzelne Frage ist mit grossem Takt und seinem Verständnis behandelt. — Dies Buch kann aber auch im eminentesten Sinne des Wortes ein Buch für den Mann genannt werden. Jeder Zwanzigjährige sollte es studieren, jeder Gatte und Vater es beherzigen, soll er nicht stumpf und gleichgültig den wichtigsten Menschheitsfragen gegenüberstehen. Für Volkszieher (Lehrer, Lehrerinnen, Geistliche, Ärzte usw.) ist es geradeaus unentbehrlich. — Nach der packenden Einleitung findet die Erziehung des weiblichen Kindes (Vom Säugling bis zur Pubertätszeit — Die Schulerziehung — Die Jahre des Reifens — Die Berufsbildung) eingehende Besprechung. Ausführlich wird dann die unmittelbare Erziehung und Vorbereitung für den Weiberauf behandelt. Erwähnt seien hier die Abschnitte: Die sexuelle Auflärung — Die Ehe — Gattenwahl — Die Brautzeit — Das Sexualleben in der Ehe — Denksprüche für die junge Ehe — Mütterschaft. Ein Schlusssatz gilt der alleinstehenden Frau. Wer einmal mit dem Lesen des Buches begonnen hat, wird es nicht mehr aus der Hand legen, bis er auf der letzten Seite angelangt ist. So ist es denn erklärlich, daß acht Tage nach Erscheinen bereits das 11.—12. Tausend verausgabt werden mußte, gewiß ein ganz ungewöhnlicher Erfolg! Wir wünschen nur, daß das frisch und lebendig geschriebene Buch hunderttausenden in die Hände gelangen möge. Es wird überall reichen Segen stiften. Die prächtige Ausstattung des verdienstvollen und geistreichen Buches verdient grösste Anerkennung.



## Für Lungenkranke!

Katarrhe schwerer Art, Bronchitis, Influenza, Keuchhusten, beginnende Lungenschwindsucht bekämpft man am sichersten durch

## Histosan.

Dieses seit Jahren mit grossem Erfolg eingeführte Mittel ist in Krankenhäusern, Kinderspitälern und in den berühmtesten Heilstätten für Lungenkranke z. B. Davos, Arns, Bozen, Meran etc. in stetem Gebrauch.

Fabrikantin:

HISTOSANFABRIK Schaffhausen.

Im Einklang mit der interkantonalen Kontrollstelle zur Begutachtung von Geheimmitteln anerkennt die Sanitätsdirektion in Zürich das seit 6 Jahren in einem Kantonsspital erfolgreich angewandte Histosan als Arzneimittel, weil es in vielen Fällen die Tuberkulose günstig beeinflusste. 183

Erhältlich in allen Apotheken (Tabletten od. Syrup) à Fr. 4.—, auf ärztliche Verordnung.

Pensionat für junge Mädchen, besonders für kath. Gründl. Erlernung d. franz. Spr. Familieneben. Prospe. Beste Referenz, v. ehem. Pens. Melle Marie Poffet, rue Coulon 2, Neuchâtel. 163

## Guter Rat!

Selbständige Hausfrauen sollten sich nicht durch eine überschwängliche Reklame verleiten lassen, etwas wirklich Gutes, wenn auch weniger bekanntes zurückzuweisen.

Die vorzüglichsten Produkte



übertreffen alle andern!

Rein, ohne jeden Beigeschmack.

Testonwerke Lotzwil.

211



## Kluge Damen

gebrauchen beim Ausbleiben der monatlichen Vorgänge nur noch „Förderin“ (wirkt sicher). Die Dose Fr. 3.—

192 J. Mohr, Arzt, Lutzenberg (Appenzell A.-Rh.)

## Singers hygie ischer Zwieback

erste Handelsmarke von unerreichbarer Qualität durch und durch gehäuft, dem schwächsten Magen zu trüglich. Angenehmes Tee- und Kaffee-Gebäck, ideales Nährmittel für Kinder, Kranke und Rekonvaleszenten. Im Verkauf in bessern Spezerei- und Delikatessen-Handlungen, und wo nicht erhältlich, schreiben Sie gefl. an die [58]

Schweiz. Bretzel- und Zwieback-Fabrik Ch. Singer, Basel XIII.

## AVIS!

### Haar-Weller-Presse „RAPID“

(D. R. P.) von Frau Dr. Edgar Heimann in Berlin ist nun in der Schweiz zu beziehen!

„Onduliere Dich selbst in 5 Minuten!“ Sicherste Schonung der Haare! Kein Haarsatz mehr nötig! Das dünnste Haar erscheint voll und üppig. Fort mit den Wicklern über Nacht! Anwendung einfach. Erfolg garantiert. Preis Fr. 4.— Hierzu passende „Haarweller Rotkäppchen“ aus Aluminium (Brief à 4 St.) Preis Fr. 1.20

Alleinvertretung für die Schweiz:

Frau Habich, Marktgasse 29, Winterthur

für den Ball!  
Für die Reise!

Für die Schule!

## Lugano Töchterpensionat Cunier (Institut Bertschy)

Gründlicher Unterricht in Sprachen sowie in andern Fächern. — Gutes Klima. Schöne Lage; Sport. Referenzen und Prospekte.

251

155 (H. 485. O.)